

Aus dem Leben eines Bergbauern

Autor(en): **Nigg, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **243 (1964)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375787>

Nutzungsbedingungen

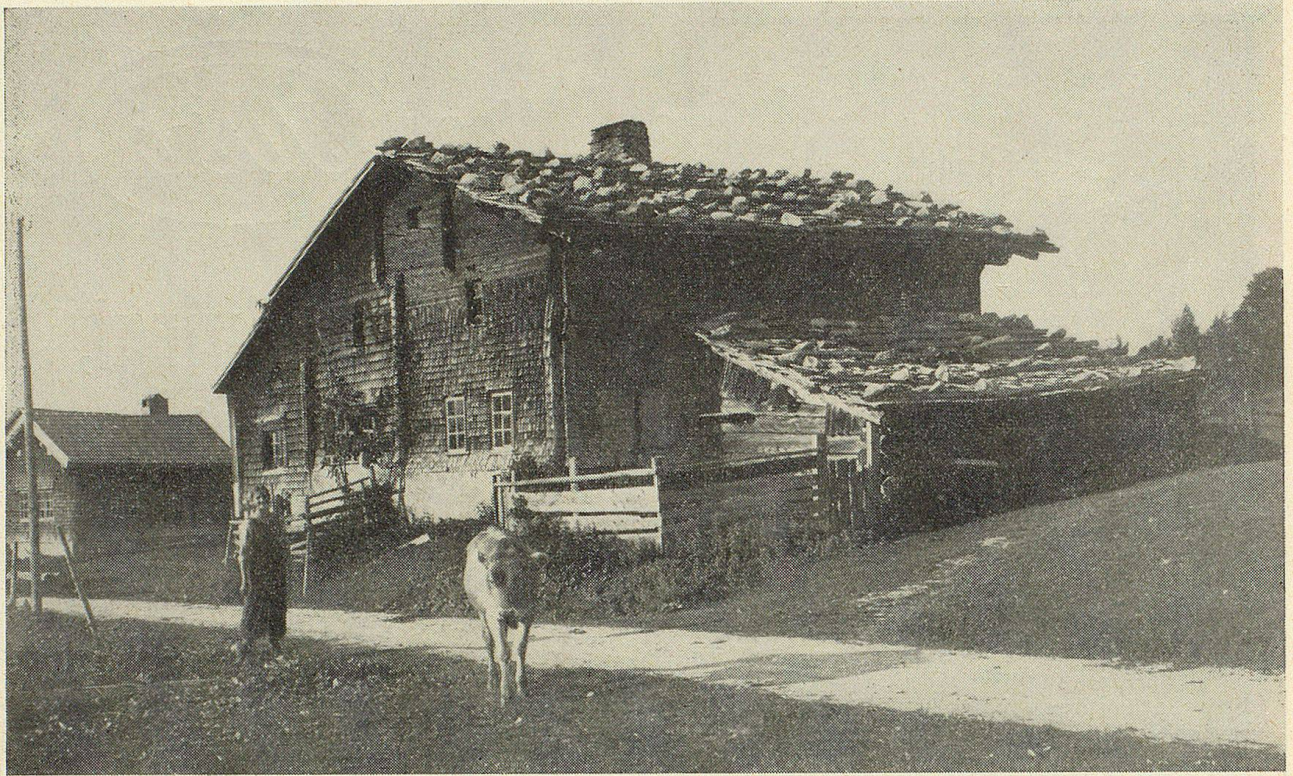
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Altes Doppelwohnhaus mit sog. Steindach. Links altes Schulhäuschen.

Aus dem Leben eines Bergbauern

Von Hermann Nigg

Heute, wo die Entvölkerung der Bergtäler und die Bergbauernhilfe zu akuten Problemen geworden sind, mag ein Blick in «die gute alte Zeit» nicht uninteressant sein.

Man wird es dem Schreibenden nicht verübeln, wenn er seinen längst verstorbenen Vater als typischen Repräsentanten selbständigen alten Bauerntums vorzustellen erlaubt.

Dessen Wiege stand in der weltabgeschiedenen einstigen Walsersiedlung St. Margrethenberg, 700 Meter über Bad Ragaz gelegen. Dort war es, wo er auf dem stattlichen Bauerngute «Höf» schon früh in alle bäuerlichen und handwerklichen Arbeiten eingeführt wurde. Noch nicht 20 Jahre alt, mußte er als ältester von 6 Geschwistern nach dem frühen Tode seines Vater die Führung des Betriebes übernehmen. Dabei kamen ihm seine bereits erworbenen Kenntnisse, sein Lerneifer und seine angeborene manuelle Geschicklichkeit sehr zustatten. So vertrat er jahrelang die Vaterstelle und die Familie arbeitete gut zusammen.

Als er aber im Jahre 1877 eine tüchtige Lebens-

gefährtin gefunden hatte, war für die Eingeherratete kein Platz mehr in der großen Familie. Ohne jede Anerkennung für das Geleistete konnte Heiri mit einem kleinen Erbanteil an Wiesland vorliebnehmen und eine eigene Existenz aufbauen. Er entschloß sich, im vorderen Teil des Tälchens, am Südenende des Dörfchens Furkels, ein Grundstück zu erwerben und darauf ein eigenes Haus zu bauen. Bis es soweit war, mußte ihm eine alte Lehrwohnung genügen.

Aber wie konnte er es wagen, mit einigen hundert Franken an den Bau eines eigenen Hauses heranzutreten! Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, mag er wohl gedacht haben, als er sich den Plan zurechtlegte und mit den Vorarbeiten begann.

Vorerst galt es Steine, Kalk, Sand und Holz herbeizuschaffen, was keine leichte Sache war, wenn man bedenkt, daß damals noch keine Straße und keine Brettersäge vorhanden war. An einem Felsen seines Erbgütchens begann der unternehmende Jungbauer zusammen mit einem Tagelöhner mit Meißel und Hammer Löcher zu bohren, diese

mit Pulver zu laden und so genügend Steine für das Mauerwerk zu sprengen. Ein Teil derselben mußte im naheliegenden alten Kalkbrennofen «gebrannt» werden. Die ausgeglühten weißen Steine wurden nach der Abkühlung in einem Holztrog mit Wasser «gelöscht» und der so entstandene dicke, weiße Brei in eine feuchte Lehmgrube geschüttet.

Das billig erstandene Bauholz fällt der «Bauherr» selber im nahen Gemeindewald und führte es während des Winters zur Baustelle. Die Stämme wurden mit der Breitaxt behauen und mittelst der «Schrattsäge» von Hand zu Balken und Brettern zersägt. Wahrlich eine beschwerliche Arbeit! Die astfreien Blöcke eigneten sich zur Herstellung von Dachschindeln, die während des Winters hergerichtet und ballenweise aufgeschichtet wurden. Nachdem nun alles Baumaterial bereitlag, (Sand fand man in unmittelbarer Nähe der Baugrube) konnte mit dem Werk begonnen werden. Noch ehe drei Zimmerleute auf dem Bauplatz erschienen, waren die Kellermauern bereits aus dem Fundament herausgewachsen nach dem ungezeichneten Plan des jungen «Maurermeisters».

In drei Wochen, erzählte mein Vater, sei der ganze Rohbau samt Dach, erstellt gewesen. Den Innenausbau besorgte er wieder selber, ausgenommen das Feuerwerk. In seinem Werkstattraum entstanden bald Tische, Bänke, Gestelle und Schränke. Es mußte ja nicht alles am Anfang schon da sein. Getäfer, Vorfenster, Schindelschirm sollten später an die Reihe kommen.

Wie froh war das junge Ehepaar, als es endlich im Spätherbst des Jahres 1879 das notdürftig eingerichtete Eigenheim beziehen konnte! Die ungetäferte Stube war aber im kalten Winter fast nicht zu erheizen, so daß das erstgeborene Töchterchen in der Kindszaine auf den Ofen gebettet werden mußte. Der glückliche Vater durfte noch zweimal Kinderbettstätten anfertigen, denn es folgten noch zwei Buben. Alle schliefen auf Laubsäcken, zufrieden und froh. Jeden Spätherbst wurde frisches, dürres Buchenlaub eingefüllt. Mit dem Anwachsen der Familie wuchsen auch die Brotsorgen. Der kleine Grundbesitz reichte kaum für 5 Stück Vieh. Da wußte die unternehmende junge Frau einen Ausweg.

Die einzige Gastwirtschaft im Tal war eingegangen, und doch bestand für eine solche ein unbedingtes Bedürfnis. Vom nahen Badeort Ragaz kamen im Sommer viele Passanten, die von hier aus den prächtigen Aussichtspunkt Pizalun bestiegen. Aus diesem Grunde gewährte man meinen Eltern zur Eröffnung ihrer Wirtschaft zum «Pizalun» eine Patentermäßigung.



«Heiri», der Tierfreund

Da meine Mutter eine gute Köchin war und der Vater für auserlesene Weine sorgte, erfreute sich die neue Gaststätte bald eines guten Zuspruchs von Nah und Fern, so daß der Anbau eines kleinen Saales nötig wurde. Schulen und Feriengäste fanden immer häufiger den Weg ins unberührte, sonnigfrohe Bergtal.

Aber die Verkehrsverhältnisse waren noch die denkbar schlechtesten. Noch gab es keine Fahrstraße, kein Telefon, keinen Kaufladen, ja nicht einmal eine Post. Nur wöchentlich zweimal stieg der Briefbote von Pfäfers zu uns herauf (jetzt täglich zweimal das Postauto). Da waren es wieder meine Eltern, die sich um die Errichtung einer Postablage bemühten. Es mochte um das Jahr 1890 gewesen sein, als in unserer Nebenstube ein kleines Postbüro eingerichtet wurde. Täglich mußte eines unserer Geschwister die Postsachen in Pfäfers abholen und in den zerstreuten Höfen des Tales vertragen zu einem Jahresgehalt von — sage und schreibe — 300 Franken.

So gering waren die damaligen Löhne. Eine Heuerin bekam 2 Fr., ein guter Heuer 4 Fr. Tag-



Häusergruppe auf St. Margrethenberg mit Falknis im Hintergrund.
Rechts Wirtschaft zum «Pizalun» mit später ausgeführtem Saalanbau.

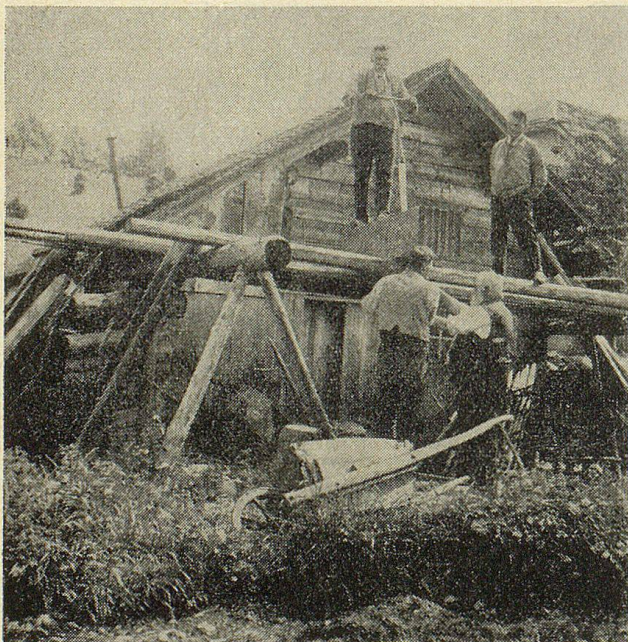
lohn. Der Monatslohn einer Magd betrug 25—30 Franken. Bei äußerster Sparsamkeit und Genügsamkeit konnte man dennoch Ersparnisse auf die Bank legen, die sonderbarerweise damals 4—5% Zins zahlte. Es lohnte sich also, auf den Rappen zu schauen, denn für einen Fünfer kaufte der Raucher 2 Stumpen, die Hausfrau ein Ei und für 70 Rappen ein Pfund Fleisch.

Der harte Existenzkampf im abgeschiedenen Hochtal gab dem schaffenskundigen Jungbauern

Ansporn, seine praktischen Fähigkeiten immer vielseitiger zu entfalten. Er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, einen günstigen Kauf zu tätigen, sei es ein Stück Vieh, einen Holzschlag, ein Grundstück oder gar ein Heimwesen mit Haus und Stall. Immer aber waren die Gebäulichkeiten in schlechtem Zustande, aber der ungeschulte Meister verstand es, diese immer wieder den Verhältnissen entsprechend gut in Stand zu stellen. War es ein Wunder, wenn auch die Anwohner den Heiri aufsuchten, wenn es in Haus und Stall etwas zu reparieren gab, oder ein Tier geschlachtet werden mußte?

Während die meisten Bergbauern die stürmischen Wintertage auf der Ofenbank zubrachten, stand der Unermüdliche an seiner Hobelbank. Es entstanden allerlei Kleinmöbel, Gelten und Milchmütteln, aber auch Schindeln, Heinzen, Pfähle und Zaunlatten. Längst hatte er die Stube getäfert, Vorfenster und Jalousieladen gemacht, und den Schindelschirm der Hausfront bemalt. Es bleibe nicht unerwähnt, daß er einmal die Werkzeuge eines verstorbenen Schuhmachers zu einem Spottpreis erwerben konnte und in der Folge auch unsere Werktagsschuhe selber sohlte.

Man könnte nun annehmen, der Heiri vom Berg wäre mehr Handwerker als Bauer gewesen. Dem war aber nicht so. Der wohlgepflegte, schöne Viehstand war sein Stolz. Er liebte seine Tiere und diese ihn auch und sie folgten willig seinem Lockrufe. Auf exaktes Füttern und sauberes Melken hielt er viel. Was ich als Bube am meisten an ihm bewunderte, war seine Fertigkeit im Mähen. Scheinbar mühelos und nur leicht nach vorne geneigt, schritt er durchs Mahd, während die scharfe



Vater Nigg führt oben die «Schrattsäge».

Sense zischend durchs stürzende Gras fuhr. Und wie schön geformt waren seine großen Heuburden, die er beim Seilsporn erfaßte und in kühnem Schwung auf seinen Rücken hob und sichern Schrittes dem Heustadel zustrebte.

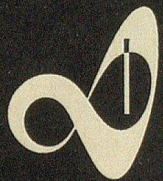
Ihn beim Arbeiten zu beobachten, war immer interessant, denn alles ging ihm leicht und flink aus der Hand. — Doch nein — auch bei ihm gestattete die Regel eine Ausnahme. Der leichte Federhalter war es, der nicht so recht in seine schwieligen Finger passen wollte. Nur langsam und ungelenkt schrieb er gelegentlich seinen Namen unter ein Schriftstück. Ich glaube nicht, daß er nach seiner Verheiratung noch einen einzigen Brief geschrieben hat. Alles Schriftliche besorgte viel besser seine schreibgewandte Frau.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Lesen. Der «Sarganserländer» und der «Appenzeller-Kalender» boten ihm genügend Lektüre. Letztern zog er immer zu Rate, wenn er das richtige Kalenderzeichen zum Pflanzen ausfindig machen wollte.

Mein Vater war nicht etwa ein Sonderling. Wenn er sonntags zur Kirche ins vierhundertmeter tiefer gelegene Dorf Pfäfers ging, dachte er nicht gleich ans Heimgehen. Gerne unterhielt er sich mit Freunden und Bekannten bei einem Schoppen guten Weines, ließ sich auch zu einem gemütlichen Jaß verleiten und ereiferte sich in der Dorfpolitik. Für den Bau einer Straße in sein abgelegenes Hochtal setzte er sich unermüdlich ein, bis das Werk 1908 zustande kam.

Über ein halbes Jahrhundert sorgte und mühte sich das Ehepaar im «Pizalun» mit sichtlichem Erfolg, in anspruchsloser Zufriedenheit. Als mit 80 Jahren die leidend gewordene Mutter starb, ging es auch mit dem Vater rasch abwärts. Daß er wegen eines Augenleidens nicht mehr arbeiten konnte, drückte ihn schwer.

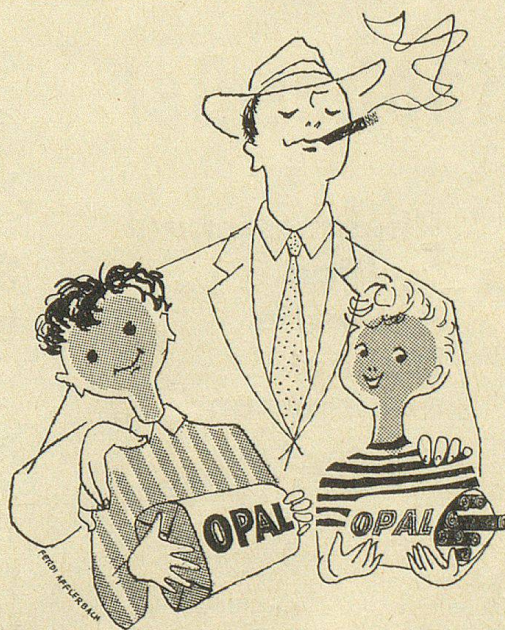
Im Herbst 1934 folgte er seiner guten Gattin auf den stillen Friedhof in Pfäfers, wo zwei schlichte Granitsteine die Ruhestätte dieses markanten Bergbauernpaares alter Prägung kennzeichnen.



**Waadt-Unfall
Waadt-Leben**

**Sämtliche Unfall-, Haftpflicht-,
Krankheit-, Motorfahrzeug- und
Lebensversicherungen**

Agenturen in der ganzen Schweiz



Papa raucht nur noch die feinen

OPAL

Sandblatt Stumpen

10 Stück
Fr. 2.—